



Boris Matic

DEANS

Roman

REISE

edition überland

Boris Matić
Deans Reise

Boris Matić

DEANS REISE

Roman

edition überland

Im Herbst fuhr ich mit meinem Onkel Miljenko nach Bosnien und Herzegowina. Für mich war es das fünfte oder sechste Mal, seitdem das, was Miljenko gelegentlich als den Bröderkrieg bezeichnete, meine Familie von dort vertrieben hatte. Ich hatte aufgehört zu zählen, dann aber doch wieder nicht. Beim dritten oder vierten Mal hatte ich erneut angefangen, Buch zu führen – ein Akt der Vergewisserung, denn gedankenversunken, wie ich nun mal bin, neige ich zunächst dazu, die Dinge im Geiste in der Schwebelasse zu lassen.

Der bosnisch-herzegowinische Grenzbeamte fragte Miljenko, ob er etwas anzumelden habe. Dickbäuchig und mit hängenden Schultern stand er wie ein aufgerichteter Panda links neben der E-Klasse, in der Miljenko und ich saßen. Die frische Morgenluft drang von Miljenkos Seite zu mir und machte mir bewusst, wie stickig es bei uns im Inneren war und wie müde meine Augen waren.

Miljenko schüttelte den Kopf. Seine Stimme klang kehlig und angespannt, als er scheinbar beiläufig erwiderte, dass er mal wieder die alte Heimat besuche.

Ich blickte von der Rasierwunde an seinem Kinn zum stoppelbärtigen Gesicht des Beamten. Dieser hatte ein rundes, müdes Gesicht, auf dem sich nun zeitlupenhaft ein schiefes, verschmitztes Lächeln bildete und vermutlich lächelte Miljenko zurück, jedenfalls lachte der uniformierte Mann auf.

»Was du nicht sagst. Nun ...«, sagte er und nickte unsere Dokumente an, »hast du Interesse an Marken-Parfüm? Ich habe heute eine ganze Kiste voll Dol-, Dol-«, er hielt inne und legte die Stirn in Falten.

»Dolce und Gabbana!«, rief ich aus.

»Genau!«, sagte der Polizist und neigte seinen Kopf, um meinen Blick zu suchen. »Die Jugend weiß mal wieder Bescheid, was.« Er setzte ein schelmisches Grinsen auf.

»Original Parfüm von Gabbana. Interesse?«

Miljenko lachte auf. »Vielleicht bei der Ausreise«, sagte er, »wir besuchen ja nur die Verwandtschaft.«

Der Polizist schniefte in sich hinein. »Dann nimmt es dir aber der kroatische Kollege gleich wieder ab. Der hat's nämlich nötig.«

Der Polizist händigte Miljenko unsere Pässe aus und wir lachten, fuhren und lachten weiter, hahaha. Miljenko konnte oder wollte nicht aufhören zu lachen, obwohl ich bereits mehr lächelte als lachte und der Grenzübergang längst hinter uns lag.

»Solche Sprüche! Was für Sprüche! Sowa gibt's nur hier an diesem Grenzposten. Weißt du, was sie zu Viktor gesagt haben, als er mit der schwangeren Natalie hier über die Grenze fuhr?« Miljenkos Gesicht glühte rosarot. »Sjebo si! Verfickt hast du's! Das haben sie ihm gesagt!« Er lachte nochmals sein überoffenes positiv irres Lachen. Was das betraf, so konnte ihm niemand in der Verwandtschaft das Wasser

reichen. »Hier wird sich nie was ändern! Die italienische, die russische Mafia, die kommen doch alle hierher, um sich zu schulen«, rief mein Onkel und drückte lachend aufs Gaspedal.

Der Wagen hatte bereits mehr als fünfhunderttausend Kilometer hinter sich, als wir es uns an diesem Morgen in ihm gemütlich gemacht hatten. Losgefahren waren wir in der kroatischen Provinz, unweit von Slowenien, wo die Menschen Kajkavisch sprechen – ein Dialekt, der mir in meiner Kindheit sehr zugesetzt hatte.

Miljenko hatte sich die E-Klasse Ende der Neunziger gekauft. E-Klasse und Mercedes, das klang klasse in seinen Ohren. Er hatte damals einiges an Schwarzgeld angesammelt, nachdem er mehr als fünf Jahre lang von einer deutschen Baustelle zur nächsten gezogen war. Ein deutscher Beamter hatte ihm dann gesagt, dass der Staat alle Beträge auf seinem deutschen Bankkonto entwenden würde, sobald Miljenkos Duldung endgültig ausgesetzt und seine Abschiebung nur noch eine Frage deutscher Polizeiarbeit wäre. Miljenko hatte nie herausgefunden, ob das tatsächlich passiert wäre, da er einen guten Teil des Geldes in einen Benz der 124er-Serie investierte. Den anderen Teil verwendete er dazu, seiner Familie und sich in der so neuen, so unabhängigen Republik Kroatien etwas Land, etwas Wald und ein Haus

mit Hof zu kaufen, genauer gesagt zum Schnäppchenpreis von einem Vorbesitzer abzukaufen, der in der neu erwachten kroatischen Nation wegen seiner nicht kroatischen Wurzeln auch nicht mehr so gern geduldet wurde.

Geduldet oder nicht geduldet, das war die Frage. Auch für Miljenkos Bruder Mišo, meinen Vater, der zwar auf etwas weniger eifrige, aber im Wesentlichen dann doch ähnliche Weise in der kroatischen Provinz ein neues Haus für uns fand. Denn irgendwo mussten wir ja wohnen.

Wir lebten aber schon lange nicht mehr dort und auch Miljenko verbrachte den Großteil seiner Zeit irgendwo anders.

Am häufigsten arbeitete er wieder in Deutschland, er hatte als Leiharbeiter aber auch schon Einsätze in Dänemark, in den Niederlanden und in Italien gehabt. Im Laufe der Jahrzehnte hatte Miljenko so viele Tätigkeiten ausgeübt, dass ich unweigerlich durcheinandergeriet: Mal war er Vorarbeiter, mal war er Mechaniker, öfter half er nur am Bau aus und einmal war er sogar als Aushilfe bei einer Försterei tätig. Verschiedene Male hatte er in der Produktion bei irgendeiner Firma gearbeitet und etwa ein Jahr lang war er Fliesenleger. Vom Zustelldienst und Lkw-Fahrer war auch schon mal die Rede. Als selbstgemachter Landwirt hatte er sich selbstverständlich schon häufiger versucht, wobei der Versuch der Bienen-

zucht und Honigproduktion am vielversprechendsten scheiterte. Der springende Punkt war: Gegen Bezahlung hatte Miljenko eine Ahnung von allem, also eine ungefähre Ahnung, was ja für den Anfang meistens genügte. Beschäftigungsverhältnisse hatten für ihn noch nie eine große Rolle gespielt und nicht wenige seiner Arbeitgeber freuten sich darüber.

Über all dies hatten wir beiläufig gesprochen, während wir durch das kroatische Flachland gefahren waren. Wir unterhielten uns in einer Sprache, die ich selbst gern als Bosnakroatisch bezeichnete, also einer offiziell nicht existenten Sprache, die ich aber von Hause aus zu sprechen gelernt hatte. Wobei ich zugeben muss, dass ich sie viel besser verstand, als dass ich sie selbst sprach. Nur gelegentlich musste ich meinen Onkel nach mir geläufigen, aber komisch klingenden Wörtern wie *džaba* oder *tamam* fragen, nur um meistens darauf zurückzukommen, dass unsere Sprache voll von Turzismen, also Entlehnungen aus dem Türkischen, war.

»Ah ja, mein Philosoph«, sagte Miljenko diesbezüglich, »du tust gut daran, deinen Onkel zu fragen.«

Er fing dann an, sich über den Einfluss des Türkischen, des Osmanischen Reiches in der kroatischen, serbischen, serbokroatischen, bosnischen, seiner, unserer, irgendeiner Sprache zu äußern. Dabei war es für mich seit eh und je nichts Außergewöhnliches,

dass die Sprachen ineinanderflossen, so wie es auch Jahreszeiten tun.

Ich sollte es aber nicht Bosnisch nennen, obwohl ich mir genau das unter Bosnisch vorstellte: ein mit Turzismen durchsetztes Serbokroatisch. Das aber würde die Kroaten nur verstören. Ich sollte es allerdings auch nicht Serbokroatisch nennen, denn das könnte sowohl die Kroaten als auch die Serben sowie die Bosniaken und ach ja, auch die Montenegriner verstören. Wenn ich es aber Kroatisch nannte, dann würden die Kroaten lachen und mich bemitleidend anglotzen. Mein Onkel erklärte mir, dass die Pfiffigsten unter uns immer nur von »naš jezik«, unserer Sprache, sprächen, ohne je zu präzisieren, welche Sprache genau sie nun eigentlich sprachen. Damit käme man im Alltag mehr als nur gut zurecht, was wiederum nur den Beweis liefere, wie unsagbar konstruiert und politisch die ganze Sache mittlerweile sei. Er selbst hatte in der Schule zu Zeiten Jugoslawiens offiziell Serbokroatisch gelernt – ein Jahr hatte es sogar Kroatoserbisch geheißen – und immer noch verstand er alle und alle verstanden ihn, es sei denn, sie wollten ihn nicht verstehen. Denn da es Jugoslawien offiziell nicht mehr gab, wollten von Serbokroatisch oder Kroatoserbisch, zumal mit bosnischem Einschlag, viele Menschen nichts mehr wissen. »Du kannst dich mit jemandem unterhalten und so tun, als ob einige Wörter und Ausdrücke, nur weil

sie dir nicht geläufig sind, aus einer dir unverständlichen Fremdsprache stammen würden«, sagte mein Onkel. »Das ist die Idiotie, der wir neuerdings in diesen Breiten nachgehen.« Er lachte auf. »Bis wir uns eine andere ausdenken.«

Ich inspizierte meinen kroatischen Reisepass. Das Passfoto zeigte mich mit einem jugendlichen, unverbrauchten Gesicht, so frisch, dass ich unwillkürlich schmunzeln musste, als ob ich ein personifiziertes Bambi betrachtete. Der Blick in den Seitenspiegel verriet mir aber, dass von dieser Frische nicht mehr viel übrig geblieben war. Ich überflog die Seiten des Passes, las hier und dort einen Stempel, ein Visum oder eine Zeile ab (INSTRUCTIONS 1. A passport is proof of identity ... DEAN BOŽIĆ ... HRVATSKO ... 01. 03. 1992 ... M ... VRELO, BIH), ich blätterte nochmals von hinten nach vorne, mehr um des Blätterns willen als um etwas zu finden, bis mich Gleichgültigkeit, die ich aber vielleicht auch nur mit Müdigkeit verwechselte, erfasste.

Mir war bewusst, dass wir später in Vrelo ankämen, dort, wo Miljenko den ersten Teil seines Lebens verbracht hatte, dort, wo vor einigen Jahren Miljenkos Sohn Viktor aus nostalgischen Gründen eine Hochzeit gefeiert hatte, dort, wo ich geboren wurde und trotz allem niemals wirklich gewesen war.

Ich musste aber nach Vrelo, um im Gemeindeamt und in der Polizeibehörde einige Dokumente

zu besorgen, unter anderem einen Auszug aus dem Geburtsregister und einen Staatsangehörigkeitsnachweis sowie ein, zwei andere Wische, die ich wiederum benötigte, um die Entlassung aus der bosnisch-herzegowinischen Staatsangehörigkeit herbeizuführen.

Diese Angelegenheit war mehr oder weniger plötzlich auf mich zugekommen, denn ich hatte schlicht und ergreifend nicht gewusst, dass ich die bosnisch-herzegowinische Staatsbürgerschaft besaß. Ich hatte mein Leben lang einen kroatischen Pass und fand mich auch damit ab, kroatischer Staatsbürger zu sein, gleichwohl ich nur den geringsten Teil meines Lebens in Kroatien verbracht hatte – ein paar Jahre Kindheit, von denen alles andere als gute Erinnerungen übrig geblieben waren. Diese Staatsbürgerschaft wurde mir nun mal in die Wiege gelegt, nahm ich lange Zeit an und ignorierte diese Tatsache so gut wie möglich.

Bis ich eines Tages beschloss, dass ich deutscher Staatsbürger sein sollte. Immerhin wohnte und lebte ich in Deutschland und wollte es auch in Zukunft. Von Amts wegen fuhr ich also am besten, wenn ich so wie die meisten Menschen in meiner Umgebung auch deutscher Staatsbürger wäre. Zudem war Deutsch für mich die Sprache, mit der ich andere Sprachen wie Italienisch oder auch *naš jezik* besser lernen und verstehen konnte – eine ausgesprochen inländische

Eigenschaft, wie ich fand. Allerdings sprach ich mit fremdem Akzent und nicht selten sahen einige Inländer genau deswegen den Ausländer in mir.

Es war dann auch die Ausländerbehörde, die mir mitgeteilt hatte, dass in Bosnien und Herzegowina das Geburtsort- sowie Abstammungsprinzip gelte und dass ich mit der Zuerkennung der kroatischen Staatsbürgerschaft unmittelbar nach dem Zerfall Jugoslawiens nicht automatisch aus der bosnisch-herzegowinischen Staatsangehörigkeit ausgeschieden sei. Folglich müsste ich erst einmal auf meine bosnisch-herzegowinische Staatsangehörigkeit verzichten, um in Deutschland eingebürgert zu werden.

Ich hatte darauf so verwirrt reagiert wie jede andere Person ohne besondere Kenntnis der Gesetze auch, doch am Ende des Tages versuchte ich die Sache mit der Staatsbürgerschaft so nüchtern wie möglich zu betrachten: eine reine Frage der Verwaltung, Papierkram sozusagen oder nichts weiter als ein Geschäftsablauf von vielen in einer geschäftstüchtigen Welt. Schließlich wachte ich am nächsten Tag nicht auf, um mich als Kroate, als Bosnier oder als Deutscher zu fühlen. Ich dachte, im Grunde hatte das alles nichts mit mir als Mensch zu tun – oder zumindest wollte ich das denken.

Der heftige Ruck, der mich nach hinten zog, kam für mich unvermittelt. Miljenko bremste ab und lenkte den Wagen an die Seite. Er stellte den Motor ab.

»Ich brauch 'ne Pause«, sagte er, »da drüben ist ein Laden.«

Da drüben, auf der anderen Straßenseite, abgelegen und heruntergekommen in dieser wüsten, weiten Leere, da befand sich eine Hütte mit einigen ausgestellten Waren und mit einem Sonnenschirm, unter dem ein schlichter hölzerner Tisch und vier rostige Spaghetti-Stühle standen.

Miljenko positionierte sich neben das Auto und pisste ins sandige Bankett, als ob es zuallererst gälte, das Territorium zu markieren. Er drehte den Kopf zur Seite und versuchte, mit mir Blickkontakt aufzunehmen.

»Puh, endlich Freiheit«, nuschelte er, »willkommen zurück ins Bosnien, Dean.«

Ich rannte über die Straße. Unzählige VW Golfs verschiedener Jahrgänge schienen jede am Grenzübergang verlorene Sekunde wieder gut machen zu wollen. Offenbar gab es in diesem Land für alle etwas, das keinesfalls länger warten konnte.

Im Laden wurden wir von allen Seiten von der Einrichtung beengt. Miljenko und ich stellten uns vor der Theke auf. Ich starrte auf die bunte Zigarettenschachtelwand, bis ich die kleine Frau bemerkte. Vermutlich stand sie bereits hinter der Ladenkasse, als

wir eintraten. Ich hatte sie einfach nicht bemerkt, so regungslos stand sie da. Gegrüßt hatte sie ja auch nicht. Ihr Gesicht war runzlig. Es kam mir sehr alt und matt vor, trotzdem nicht wie das Gesicht einer Greisin, denn die Frau hatte zerzaustes und filziges dunkles Haar. Ihr nahezu zahnloses Lächeln bannte meinen Blick. Ich sah in ihm das fixe, makabre Lächeln, wie ich es so befremdend sonst nur bei Karnevalsmasken gesehen hatte.

»Schaut euch um«, sagte sie mit einer krächzenden Stimme, ohne dabei ihr Lächeln zu vernachlässigen. »Hajde, hajde, schaut euch ruhig um, Herr.«

Rasch wandte ich meinen Blick ab. Ich sah, wie Miljenko in den Kühlschrank griff, ich sah dunkle, schwarz gefleckte Bananen neben einem knallbunten Süßigkeitenregal, ich sah ein Lächeln noch zahnloser als zuvor und wurde sogleich eingenommen von den gelben und grauen Zähnen oder dem, was von ihnen übrig geblieben war und von spröden schmalen Lippen umschlossen wurde. Eine andere, etwas jüngere Frau befand sich am anderen Ende der Theke, auch sie mit zerzaustem schwarzem Haar. Sie kicherte, als ob mir ein Missgeschick passiert wäre.

»Was suchen Sie denn, Herr?«, wandte sich die jüngere Frau an mich.

Mir fiel der Wagen ein und sofort hetzte ich nach draußen ins Freie.

Der Mercedes stand an Ort und Stelle. Trotz der verschmutzten Karosserie kam der Wagen glänzend zur Geltung vor der kargen, erdigen, unglücklich braunen Landschaft, die sich bis zum Horizont wie eine grobschlächtig gemalte Wüste ausbreitete. Die Mais- und die Sonnenblumenfelder, die Rapsfelder, all das Gelb Slawoniens schien von der Save aufgesaugt worden. Auf dieser Seite des Flusses war von irgendetwas Blühendem weit und breit nichts zu erkennen, nichts, was an die Buntheit der Zigarettenschachtelwand und des Süßigkeitenregals im Laden erinnerte.

Ausgestellt vor dem Laden befanden sich Kartons mit Grabkerzen, der Stapel reichte mir bis zum Bauch. Daneben einige Tageszeitungen und Zeitschriften. Ich verharrte auf der Stelle, empfindlich vor allem für Farben, Landschaften und Gesichter. Ich suchte nach Eindrücken, die in unserem Lachen zuvor untergegangen sein mussten. Doch nichts fiel mir ein, außer dem Straßenschild:

ДОБРО ДОШЛИ У БОСНУ И ХЕРЦЕГОВИНУ
DOBRO DOŠLI U BOSNU I HERCEGOVINU
WELCOME TO BOSNIA AND HERZEGOVINA

Fremdes Land meiner Geburt.

Plötzlich drückte mir Miljenko eine gelbe BÜchse, auf der ein Hirschkopf abgebildet war, in die Hand.

»Zeit, dass du ein wenig lustiger wirst, du Spaßvogel. Dieses Ernst-Sein und dieses Nachdenken, Junge, das ist nichts für dein Alter. Schau mal«, er fuhr sich mit der Hand über die ergrauten Kopfhaarstopeln, »erst sobald du deine Haare verlierst, darfst du ernst werden. Und jetzt erst mal aufwachen«, sagte Miljenko und prostete mir dann zu: »Živio!«

Ich zuckte mit den Achseln.

Miljenkos Stimmung schien sich tatsächlich seit dem Grenzübertritt gewandelt zu haben, von vorsichtig maßvoll zu heiter gelassen, als ob er selbst jünger geworden wäre. Sein rosarotes Gesicht und die blauen Augen, die auch ich hatte, verstärkten diesen Eindruck bei mir. Miljenko war etwa eineinhalb Köpfe kleiner als ich. Sein Gesicht war rund und die Lippen fröhlich geschwungen. Die Mundwinkel schienen stets nach oben zu weisen und zusammen mit der knolligen Nase und dem Doppelkinn verlieh dies meinem Onkel einen überaus lebensfrohen Eindruck, als ob er ein schnell gealtertes drolliges Baby wäre. Und dann war da ja auch noch Miljenkos erwachsenes und kräftiges Lachen, ein Lachen, das alle Fratzen des Lebens getrost wegfegte. Nun, wo er neben mir stand, war ich überaus froh, dass ich zusammen mit ihm fuhr und nicht den Flieger oder den Bus genommen hatte.

Ich erzählte ihm, dass ich ein Reisetagebuch führte und dass ich vermutlich auch diese unsere Reise

darin festhalten würde, obwohl ich eigentlich bereits genug Fotos und Notizen von den vorhergehenden Reisen nach Bosnien hatte.

Miljenko nahm einen großen Schluck vom Bier und schenkte mir einen leicht entzückten Blick, vielleicht weil ihm das Bier so gut schmeckte. »Deine Mutter hat früher auch Tagebuch geführt und auch sie war ein eher stilles Kind. Du kommst wohl ganz nach ihr.«

Miljenko und meine Mutter wurden im selben Jahr geboren, sie hatten sich ihre gesamte Schulzeit miteinander geteilt.

»Ich führe aber nur im weitesten Sinne des Wortes ein Tagebuch. Das ist ein Unterschied«, korrigierte ich ernsthaft meinen Onkel.

Er lachte auf. »Was auch immer du dir aufschreibst«, sagte er in einem scheinbar lässigen Ton, »vergiss nicht zu erwähnen, was dein Onkel Miljenko immer zu sagen pflegte: Was nützt dir alles Wissen, wenn du nie zu leben gelernt hast!«

Er klopfte mir lachend auf die Schulter. Dann stieß er sein Bier mit der Luft an, zwinkerte mir zu und sagte akzentuiert auf Deutsch: »Einmal Jugo, immer Jugo.«

Wir fahren weiter ins Landesinnere, der Landesmitte entgegen. Flaggen, Friedhöfe, Gotteshäuser. Der Radiosender spielte Schlager mit Gesang voll von

Weltschmerz: Ü50-Männer sangen davon, dass ihre Seele verletzt sei, ihr Land schmutzig, das Leben hart, die Liebe eine Illusion und dass sie deswegen trinken müssten.

Die Dörfer unterschieden sich nicht wesentlich voneinander. Das ortsübliche Erscheinungsbild bestand aus Häusern und Ruinen – die einen mit Fassaden in auffälligen Farben (Lila, Orange, Grün oder auch ganz bunt) und aus Mauerziegeln, die unverputzt waren. Die anderen wurden von Gebüsch umzingelt oder von Moos bedeckt, wie von der Natur zurückerobert. Von Weitem erschienen sie einem wie eckig proportionierte Totenköpfe, waren ohne Fenster, Türen und Dachstühle, allerdings mit kyrilischen Zeichen beschmiert, dem serbischen Kreuz, mit Verkaufsangeboten oder Telefonnummern. Dann die Tankstellen, die eigenartige Diesel- und Benzinpreise festgelegt hatten (Miljenko: »Nur hier, nur hier... wie im wilden Westen wird hier gewirtschaftet. Ein Land voll von skrupellosen Gaunern. Jeder sieht bloß zu, wie er sich auf die Kosten des anderen bereichern kann!«) und an denen die Polizisten in aller Gemütlichkeit rasteten. Unweit davon meistens Autowerkstätten mit angrenzenden weitläufigen Grundstücken, auf denen sich Schrott und Autoteile zu Haufen und Türmen stapelten. Nicht viel kleiner aber auch die Garagen, die mit leuchtenden Aufschriften mitteilten, dass sie günstig vulka-

nisierten, was sich allerdings auch von selbst verstand, da von den betonierten Plätzen grauschwarze Rauchschwaden in den Himmel strömten. Nicht zuletzt schien für jede Ortschaft ein Geschäft für Grabsteine verpflichtend zu sein.

Wir fuhren durch einen kilometerlangen unbeleuchteten Tunnel, eine Art Straßenverkehrssarg, innen so finster wie es keine Nacht ist.

Doch jede Kirche, jede der zahlreichen rot-blauweißen Flaggen und jeder Friedhof entlang der Straße erinnerte mich daran, dass hier offensichtlich Menschen lebten und starben, obwohl ich nur wenige erblicken konnte.

Die reinweiß angestrichenen oder noch backsteinbelassenen Kirchen mit ihren Kuppeln und goldenen Kreuzen stachen eindrucksvoll heraus. Betrachtete ich sie so gerne, weil sie im Kontrast zur tristen Umgebung standen? Oder waren sie an sich schöne Bauwerke? Ein eleganter Bau. In dem die Menschen der Messe weder sitzend noch kniend, sondern ausschließlich stehend teilnahmen; unwillkürlich malte ich mir aus, wie die Dorfbewohner, umgeben von glänzenden Ikonen, bei der Zeremonie lediglich ihre Stimmen verwendeten.

Ich trank, blickte schweigend, aber lauschend, abwesend, aber andächtig aus dem Seitenfenster. Auf eine gelbe Ortstafel folgte kurz darauf bereits die nächste: Derventa, Modran, Которско, Čivčije

Bukovičke, Добој. Flaggen, Friedhöfe, Gotteshäuser. Verging eine ganze Stunde so? Vermutlich sogar mehr.

Das Landschaftsbild änderte sich mit jedem weiteren Kilometer. Es wurde hügeliger, waldiger, bewachsener, bunter. Die Umgebung trug den Herbst wie ein vielfarbiges Kleid, die Hügel waren rötlich gelb und warm. Auf einmal verlief entlang der Straße ein Fluss. Miljenko stieß auf. »Da ist sie«, sagte er, »die stinkende, vermüllte Bosna.«

Er hatte sich die Ärmel des Pullovers hochgekrem-pelt. Ich blickte von seinen aderigen Unterarmen zu seinem rosaroten Gesicht und zurück. Bluthochdruck war nicht selten in meiner Verwandtschaft.

Ob die Bosna stank, konnte ich nicht riechen, aber die Müllhaufen und die Plastiktüten an ihren Ufern waren selbst aus der Entfernung und in Fahrt deutlich sichtbar. Sie schienen ein fester Bestandteil der Böschung und des Gewässers zu sein.

Wir waren bereits an einigen spitzwinkligen Türmen vorbeigefahren. Es handelte sich um Minarette, die die türkisen Zentralkuppeln der Moscheen überragten. Es kam mir so vor, als ob die vielen Flaggen von zuvor nun durch diese Türme ersetzt wurden. Der Radiosender wechselte, die Musik verlor an kläglichen, gewann an selig anmutenden Momenten. Miljenko und ich wurden noch ruhiger, wir schienen jede unnötige Regung im Wageninneren zu vermeiden.

Mein Eindruck, dass wir einen anderen Kontinent erreicht hätten oder in einer neuen Kulisse in Szene gesetzt worden wären, verfestigte sich. Es war nicht nur, dass die Landschaft wie ausgewechselt wirkte, auch das Wetter, die Gebäude, die Menschen, vielleicht sogar der Lauf der Dinge hatten sich verändert. Sonnenschein durchbrach die Wolkendecke, nebenbei fiel Nieselregen auf das Gebiet. Zwei Regenbögen, einer höher und geschwungener als der andere, zeichneten sich in unserer Fahrtrichtung ab. Häuser mit bodentiefen Fenstern und Äckern anstelle von Vorgärten befanden sich am Fluss oder direkt an der Straße. Frauen mit schwarzen Kopftüchern, Greisinnen und Kinder bearbeiteten die Erde, gruben sie um, zupften Unkraut, ernteten etwas. In den größeren Ortschaften gingen die Menschen mit vollgestopften Plastiktüten wie auf Fußgängerwegen zwischen den Schienen der Eisenbahnstrecke.

Wir passierten die Stadt Zenica. Eine Plattenbau- und Industriestadt von urtypischer Dimension. Ich stellte mir vor, dass ein mit Bausteinen spielendes Kind die Stadt entworfen hätte: in die Höhe gestapelte graubraune Betonklötze, dazwischen dunkle Rauchwolken, die von noch höheren Schloten abgesondert wurden, und graubraune Reihen folgten aufeinander. Vielleicht von einem jugoslawischen, einem realsozialistischen Kind konzipiert, das von

der Vorstellung getrieben worden war, dass alles gut würde, wenn man die Dinge nur so praktisch und effizient wie nur möglich machte.

»Hierher haben sie Boris immer gebracht, sobald er einen Anfall bekam«, sagte Miljenko, und entweder sagte er es aus Wehmut oder einfach um mich zu informieren – ich konnte den Ton seiner Stimme nicht einordnen.

»Boris?«, sagte ich. »Unser Boris?«

»Mmh, unser Boris!«

Miljenko schmunzelte. »Du kannst ihn ja mal besuchen. Er ist jetzt woanders, in einer besseren Anstalt außerhalb der Stadt. Keine Spritzen und keine Zwangsjacken mehr. Dafür Medikamente, direkt aus Deutschland, so rein und potent wie Schneekarnickel.«

Das letzte Wort hatte er auf Deutsch ausgesprochen. Ich musste auflachen.

»Sch-nee-kar-nick-el«, wiederholte Miljenko und lachte auch auf, »sagt man das denn nicht so?«

Er erklärte mir, dass Boris irgendwo in Zentralbosnien in einer geschlossenen Anstalt versorgt werde. Das Ganze sei sogar von EU-Geldern mitfinanziert. Eine Einrichtung, in der auch lauter andere ernsthaft kriegsgestörte Menschen, so Miljenko, mit Medikamenten in Zombies verwandelt würden.

Als die Stadt hinter uns lag, wurde die Gegend wieder hügeliger. Die Hügel selbst wurden spitzwinkli-

ger und schienen sich das ein oder andere Mal nebeneinander aufzureihen, bedrängten die anliegenden Dörfer, so als ob die Natur drohte, alles vom Menschen Aufgebaute wieder einzunehmen oder das Gebiet zumindest nicht kampflos aufzugeben. Ich erinnerte mich, wie mir fasziniert und überschwänglich von den bosnischen Pyramiden erzählt worden war, als ob sie ihren Ursprung in den Geschichten aus Tausendundeiner Nacht hätten. Selig und zu mystisch, um wahr zu sein. Nun bei der Durchfahrt begriff ich, dass das gesamte Gebiet so außergewöhnlich beschaffen war. Die Erhöhungen waren zwar kaum so mächtig und erdrückend wie die rauen Bergketten in den Alpen, aber in ihrer Sanftheit und Formation erschienen sie mir dennoch bewundernswert.

Wir erreichten eine Autobahn. Ein Neubau und überhaupt ein Streckenabschnitt von Bosniens erster Autobahn, wie mir mein Onkel erklärte und wie es die glänzenden Schilder und die reinweißen Fahrbahnmarkierungen auf dem dunklen, glatten Asphalt verrieten. Auf dem Seitenstreifen kam uns eine Frau entgegen. Vermutlich spazierte sie einfach dort entlang, denn weit und breit konnte ich kein stehendes Fahrzeug sehen. Es gab kaum Verkehr. Lag es daran, dass die Straße mautpflichtig war? Je länger wir auf der Autobahn fuhren, desto mehr kam es mir so vor, als ob wir die Dörfer direkt durchquer-

ten, denn die Häuser zu beiden Seiten der Straße waren von den Leitplanken vielleicht einen Steinwurf weit entfernt.

Die Autobahn führte bis nach Sarajevo, wir aber verließen sie kurz zuvor zugunsten einer Landstraße. Es ging bergan, die Straße führte durch eine überwiegend urwüchsige Landschaft. Auf einer Straßenseite wechselten sich ungesichertes Gefälle und verwilderte Natur ab, auf der anderen Seite floss die Opak hinab. Ab und an lag Geröll auf der Straße. Vielleicht war auch deswegen die Fahrbahn von einer durchgehend ununterbrochenen Mittellinie geteilt.

Wir fuhren durch eine Kleinstadt, in der uns ein zwischen zwei Häusern gespanntes Banner daran erinnerte, dass der *Kurban Bajram*, das islamische Opferfest, in Kürze bevorstand. Wegen des noch intakten Kohlebergwerks war die Stadt merkwürdig grau, dunstig, verraucht und die paar Fotos, die ich mit dem Handy machte, erinnerten mich an Aufnahmen von Smog-Metropolen. Streunende Hunde veranlassten Miljenko zu einigen Bremsmanövern, die die Reifen quietschen ließen.

Kurz hinter der Ortschaft passierten wir das Hotel, in dem vor einigen Jahren die Hochzeitsfeier von Miljenkos Sohn Viktor stattgefunden hatte. Das Gebäude war gelb angestrichen, die Fensterrahmen und die Säulen beim Eingangsbereich hingegen grün. Über dem Tor zum Vorplatz stand: Hotel Bosna.

Miljenko war das Hotel nicht aufgefallen oder es wollte ihm nicht auffallen, denn Viktor und Natalie waren mittlerweile geschieden. Die Ehe hatte keine fünf Jahre gehalten.

Ich hatte genug vom Sitzen, genug von der Enge. Der Nachmittag war bereits angebrochen, bald würden wir Vrelo erreichen. Keine Ortschaft lag mehr vor uns und das unberührte Land seitlich der Straße verstärkte in mir den Eindruck, den ich auch schon beim ersten Mal hatte: Wir preschten vor in eine verlassenene, abgelegene Gegend, die mehr vom Hörensagen als vom menschlichen Leben selbst geprägt wurde. Gelegentlich zeigte sich im dichten Gebüsch eine Ruine oder ein verfallenes Haus. Wir passierten verwitterte Eisenbahnüberführungen; der Fluss und seine Böschung wirkten ebenfalls urwüchsig und unberührt.

Miljenko tippte mir an den Oberarm und wies mit einer Kopfbewegung auf seine Straßenseite. Dort tauchte ein langgezogener orange-grauer Gebäudekomplex auf, umgeben von einer Betonmauer.

»Früher war das eine Waffenfabrik. Die Waffenfabrik in der dein Vater gearbeitet hat«, sagte er ernst. Ich war verwirrt.

»Mein Vater war angestellt in einer Fabrik, die Waffen produzierte?«, sagte ich.

»Ja, jaja«, erwiderte Miljenko irgendwie heiter.

Als das Gebäude schon längst hinter uns lag, fügte er hinzu: »Es gab zu unserer Zeit ein paar Dutzend Männer, die als Handelsvertreter eine Menge Geld verdienten, damals als Jugoslawien die blockfreien Staaten, Afghanistan und was weiß ich noch wen belieferte. Qualitätsware war das. Heute sind immer noch Millionen von illegalen Waffen im Umlauf. Während des Krieges hier hat ja nicht mal die professionelle Armee richtig Inventur geführt. Weshalb die Mafiosi das Zeug jetzt in alle Welt verhökern können. Alle paar Jahre kannst du dann in den Nachrichten lesen, dass dieser oder jener Anschlag oder was auch immer mit einer Waffe jugoslawischer Herkunft verübt wurde.«

Ich nickte meinem Onkel zu und tat so, als ob ich im Grunde Bescheid wüsste. Vor lauter Müdigkeit schloss ich die Augen. Die Wahrheit war aber auch, dass ich vom Krieg und seiner Maschinerie schon lange nichts mehr wissen wollte.

★

Glossar

Brate / Bruder

Da bi moj djed manje volio Titu, ja bi sad živio kao Tito a ne kao djed. / Hätte mein Opa den Tito weniger gerngehabt, dann würde ich jetzt leben wie Tito und nicht wie ein Opa.

Hajde Senad, ne seri, zar je tebi već stigla penzija?! A nas dvoje da se gnjavimo. / Komm Senad, kack nicht rum, ist bei dir schon die Rente angekommen?! Und wir beide sollen uns abquälen.

Hajde; hajmo / typischer Ausruf in Bosnien: Los geht's, als Imperativ auch: Los!; Kommt!

Jebem ti Ti-to. Znaš onog mrtvog, onaj koji je tebe rodio. / Scheiß auf Tito. Weißt du, den Toten, der dich geboren hat.

Jebiga; jebem im [vražiju] (majku); jebem ti (taj rat) / typisches Schimpfwort im serbokroatischen Sprachraum, Konjugation des Verbes jebati (wortwörtlich: ficken). Jebiga (wortwörtlich: fick ihn) hat in seiner umgangssprachlichen Benutzung meistens aber auch eine Bedeutung wie »scheiß drauf« oder »was solls« und lässt sich sinngemäß auch so übersetzen. Dasselbe gilt auch für die anderen Abwandlungen: jebem ti taj rat (könnte sinngemäß mit »Scheiß auf diesen Krieg«) und jebem im vražiju majku (sinngemäß mit »scheiß auf ihre teuflische Mutter« oder wortwörtlich »ich ficke dir diesen Krieg« bzw. »ich ficke ihnen ihre teuflische Mutter« übersetzt werden).

Pituljice sind im Ofen gebackene gefüllte Teigtaschen. In Deans Familie ausschließlich gefüllt mit klein gewürfelten Kartoffeln.

Sanjao sam noćas da te nemam / Letzte Nacht träumte ich, dass ich dich nicht habe

tunel spasa; tunel švarza / Tunnel der Rettung, Tunnel des Schwärzens

uđite / herein

Živio!; živjeli! / Trinkspruch: Lebe!, lebt!

Ich danke

★ meinen Eltern Borka und Ignjac, meinen Brüdern Viktor und Denis für die Unterstützung

★ Kirsten Witte-Hofmann, Raffael Bader, Tilman Meckel und Josef Haslinger für die Umsetzung

★ *svim mojim posebnim bosancima, ma gdje god da žive*

★ Sophie für so viel Schönes und alles

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Informationen sind im
Internet unter <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2025 Autor und
edition überland Verlagsgesellschaft mbH
Gerichtsweg 28 · 04103 Leipzig
www.editionüberland.de

Alle Rechte vorbehalten.

Cover
Raffael Bader, Deep Dark Sea, Öl auf Leinwand, 100 × 80 cm,
2021. Mit freundlicher Genehmigung der Enari Gallery,
Amsterdam.

Gestaltung und Satz
Phillip Hailperin,
Hofmeister Stauder. Buchermacher, Berlin

Druck und Bindung
TZ-Verlag & Print GmbH, Roßdorf

ISBN 978-3-948049-30-0

Printed in Germany

»Dieses Reisen, dieses Gefahrenwerden ist dir so wohlvertraut, als ob du von Geburt an nichts anderes getan hättest. Der Weg ist das Ziel – dachtest du dies nicht erst letzte Nacht?«

Eine Reise führt den eigenwilligen jungen Dean nach Bosnien und Herzegowina, in das Land seiner Geburt. Doch die Reise gestaltet sich zunehmend zu einem verworrenen Trip. Die vom Krieg geprägte Vergangenheit holt Dean ein und erschüttert ihn bis ins Mark – wie kann er dieser Last entkommen?

Deans Reise ist ein vielschichtiger und aufwühlender Roman über ein Leben nach dem Überleben, über ein Dasein zwischen den Sprachen und Kulturen, über Entwurzelung und Verlorenheit, über das Eigene und das Fremde und über das Zurechtkommen in dieser Welt.

ISBN 978-3-948049-30-0

